

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 17 (1965)
Heft: 1

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE WELT IM RADIO

KINO UND RADIO IN DER ARBEITERSCHAFT (Aus Dieter Hanharts Erhebungen unter Zürcher Arbeitern).

"Arbeiter in der Freizeit" heisst eine sozialpsychologische Untersuchung, die sich mit den verschiedenen Freizeitbeschäftigungen der Arbeiter befasst. Sie beruht auf methodischen und sehr eingehenden Untersuchungen einer grösseren Zürcher Arbeiter-Gruppe, welche 1960 vorgenommen wurde. Wir greifen hier jene Ergebnisse heraus, die sich auf den Film und das Radio beziehen, ohne uns in Einzelheiten einzulassen.

Was den Kinobesuch anbetrifft, so ist der Verfasser erstaunt, dass nur etwa 5% aller Befragten das Kino als Freizeitbeschäftigung anführten die meisten von ihnen besuchen das Kino über das Wochenende, nur 2% an Werktagen. 22% aller Befragten gehen nie ins Kino, 37% weniger als einmal im Monat. 2% sehen sich mehr als ein Programm in der Woche an.

Einwandfrei hat sich ergeben, dass der Kinobesuch stark vom Alter abhängig ist. Die 20-24 jährigen gehen im Durchschnitt 31 mal pro Jahr ins Kino, die 55 - 65 jährigen noch 6 mal. Diese Tendenz zur Abnahme mit dem Alter wird vorübergehend unterbrochen durch eine leichte Zunahme des Besuches bei den 36 - 44 jährigen. Hier bilden die Ledigen eine Ausnahme, weil sie ungefähr gleich viel ins Kino gehen wie die 30 jährigen. Hanhart ist hier der Auffassung, dass das Kino hier nicht allein Entspannungsfunktion, sondern darüber hinaus Ersatzfunktion besitzt.

Interessant ist, dass die Partner, wenn mit einem solchen das Kino besucht wird, fast immer dem andern Geschlecht angehören. 80% aller Verheirateten gehen mit ihrer Frau ins Kino. Mit den Kollegen wird also nicht ins Kino gegangen, (im Gegensatz zum Besuch von Gaststätten). Aber die Eltern gehen auch nicht mit den Kindern ins Kino, die Ledigen ebensowenig mit ihren Eltern oder Geschwistern. Das Kino gehört also zu den partnerschaftsgebundenen Freizeitbeschäftigungen.

Auf Grund seiner Untersuchungen schreibt Hanhart dem Kino in erster Linie die Funktion der Zerstreuung zu. Aber nicht allein, es könne auch zur Selbstentfaltung anregen, aber ebenso auch Ersatz für nicht geliebtes Leben sein. So könne es auch zum Tummelplatz für offene und verborgene Wünsche und damit zur Stätte werden, wo sich mancherlei "Flüchtige" fänden, geborgen im dunkeln Raum des Kinotheaters. Er glaubt, den überdurchschnittlich hohen Kinobesuch bei den Ledigen über 35 auf solche Flucht Tendenzen zurückführen zu können. Dem Kino komme hier Ersatzfunktion zu, und zwar vor allem für mangelnde, zwischenmenschliche Beziehungen.

Allerdings lässt er mit Recht die Frage offen, ob das auch für die häufigsten Kinogänger, die jungen Arbeiter, gelte. Unbeantwortet bleibt auch die Frage, ob das Kino nicht noch in ganz anderer Weise Ersatzfunktionen übernimmt, wie ihm nachgesagt wird. In dem häufigen, normalen Kinobesuch der jungen Arbeiter erblickt er einen Ausdruck der Anpassung, im Fall der älteren Ledigen mit ihrem überdurchschnittlichen Kinointeresse ein Indiz für deren Unangepasstheit, in sozialer Hinsicht. -

Was das Radio anbetrifft, so besaßen 85% aller Befragten einen Empfänger, 15% einen Musikschrank. 96% von ihnen erklärten, dass sie regelmässig Radio hören. Unter den Freizeitbeschäftigungen figuriert es allerdings nur in ganz geringem Umfange, sodass er es zu den bedeutungsarmen Freizeitbeschäftigungen rechnet.

Festzustellen waren grosse Unterschiede bei der täglichen Hördauer. Die durchschnittliche Hördauer pro Tag betrug: 41% weniger als eine Stunde, 37% ein bis zwei Stunden täglich, 11% 2 - 4 Stunden, 1% mehr als vier Stunden täglich, 6% unterschiedlich (wohl je nach Programm), 4% hören keinerlei Radio. Die überwiegende Mehrheit von 78% hört täglich höchstens zwei Stunden, meist aber weniger. Die wenigen Nicht-Hörer nehmen mit dem Alter zu. Die Jüngeren hören also etwas mehr, doch ist die Differenz nicht gross. (0,3 %). Gesellschaftliches oder einsiedlerisches Leben, Besuche usw. ändern anscheinend diese Verhältnisse nicht. Dagegen besitzt die Tatsache, ob sich Kinder im Haushalt befinden, Einfluss.

Sogar über Programmvorlieben kann sich Hanhart äussern. Hier ist interessant, dass die jungen Arbeiter nicht weniger oft klassische Musik hören als die älteren. (28% und 24%). Dagegen nimmt die Liebe zum Jazz mit dem Alter sehr stark ab, besonders vom 30. Lebensjahr an, (38% gegen 7%). Ähnlich liegen die Verhältnisse bei gefälliger, leichter Musik (worunter vorwiegend Schlager zu verstehen sein dürften), jedoch weit weniger stark, (72% gegen 57%).

Ueber das Fernsehen äussert sich Hanhart nicht, da es 1960 noch zu wenig entwickelt war.

EIN NATURWISSENSCHAFTER SPRICHT

ZS. Es ist immer interessant, Männer aus den exakten Wissenschaften über Theologie reden zu hören. Viele von ihnen halten von dieser überhaupt nichts, bestreiten überhaupt ihren Rang als Wissenschaft. Aber da sie nicht weiter von ihr sprechen, stören sie auch nicht. Anders

jene Forscher, die sich ernsthaft mit Theologie beschäftigen, als ihrem Hobby, wie sie entschuldigend zu bemerken pflegen. Da lässt sich sehr bald heraushören, dass ihnen die Theologie viel mehr als eine blosses Liebhaberei bedeutet, dass sie einem stumpfen Drange nachgeben, sich auf einem Gebiete zu produzieren, auf dem sie zwar blutige Laien sind, das sie aber aus ihrem ganz anders gearteten Wissensgebiet heraus nicht selten in wichtigen Punkten zu erhellen vermögen.

Zu ihnen gehört der Physiker Prof. Herbert Mereschkowski aus Berlin, der kürzlich vor der Frei-Studentenschaft in Bern über das Thema "Objektivität auch in der Theologie" sprach. Der Vortrag wurde samt Diskussion von Beromünster übertragen. Prof. Mereschkowski begann damit, dass er die Erziehung zur Objektivität als den wichtigsten Bildungswert der Naturwissenschaft bezeichnete. Niemand kann Naturwissenschaft betreiben, der flunkert, oder seine persönlichen Gefühle in den Vordergrund stellen will. Der Engländer Bertrand Russell hat das Postulat der bedingungslosen Objektivität einmal so formuliert: "Naturwissenschaftliche Haltung erfordert den Verzicht auf alle andern Wünsche und Interessen im Dienste des Forschungsdranges. Sie verlangt Unterdrückung von Hoffnung und Furcht, von Liebe und Hass und des gesamten subjektiven Gefühlslebens, damit wir imstande sind, das vorliegende Tatsachenmaterial ohne Furcht, ohne Vorurteil, ohne Neigung oder Abneigung, ohne einen andern Wunsch zu betrachten als den, es so zu sehen, wie es ist." Allerdings fügte er die Bemerkung hinzu: "Die Philosophie hat eine solche Haltung noch nicht erreicht". Vielleicht sind die Naturwissenschaften vor andern Wissenschaften dadurch ausgezeichnet, dass sie den Naturwissenschaftler dazu zwingen. Für den Physiker und den Chemiker tritt an die Stelle der Ueberlegung der Versuch, das Experiment, das überall zu wiederholen ist. Die Natur gibt überall in der Welt die gleichen Antworten.

Aber auch die Geschichtsschreiber und die Philosophen beanspruchen, dass sie ihre Tatsachen ohne Vorurteil betrachten, was nicht zu bestreiten ist. Immerhin ist die Möglichkeit, zu sündigen, hier grösser als im Bereich der exakten Wissenschaften. Es könnte sein, dass ein Historiker Deutungen gibt, die seinem politischen Standpunkt entsprechen. Wichtiger ist aber noch ein anderer Unterschied zwischen dem Historiker und Physiker. Dieser kann immer neue Fragen an die Natur stellen, er kann neue Versuche durchführen und so die Daten seiner Messreihen vermehren. So hat er gute Aussicht, zu absolut gesicherten Tatsachen zu kommen, die innerhalb seiner Messwerte absolut gültig sind. Der Historiker hat es viel schwerer, er kann nicht experimentieren. Er muss zu neuem Material kommen, wenn er wirklich Neues vortragen will. Ob das geschieht, liegt nur sehr entfernt in seiner Hand. Das hat zur Folge, dass Aussagen über allgemein gültige Gesetze bei ihm und beim Theologen nicht so leicht möglich sind wie bei den Naturwissenschaftlern. Da es aber kein Vergnügen ist, immer nur zu sagen, dass man nichts zu sagen hat, liegt die Versuchung nahe, auch bei relativ bescheidenem Material etwas hinzuzufügen und allgemein gültige Gesetze herauszufinden.

* Die Schriftenfunde am Toten Meer haben den historisch arbeitenden Theologen viel neue Impulse gegeben. Es wurden die Texte ausgewertet, wobei auch eine fast mathematisch anmutende Methode entwickelt wurde, um durch eine Analyse der Qumran-Schriften zu neuen Einsichten über das Leben und Wirken Jesu zu kommen. Der Grundgedanke dieses mathematischen Verfahrens ist folgender: Zwischen den Lehren der Qumran-Sekte und den Lehren Jesu bestehen eine ganze Reihe von Gegensätzen, andererseits aber auch wieder bemerkenswerte Gemeinsamkeiten. Zwei wichtige Gegensätze sind folgende: in der Qumran-Gemeinde spielen Priester in verschiedenen Dienstgraden eine entscheidende Rolle. Jesus hält aber gar nichts von den jüdischen Klerikern, und in seinem Jüngerkreis hat kein Vertreter der Priester etwas zu sagen. Ferner nimmt es Qumran mit dem mosaischen Ehegesetz besonders genau. Jesus begnadigt aber die Ehebrecherin, die nach Moses die Steinigung verdient hat. Die Gegensätze zwischen der Denkweise Jesu und der Qumran-Sekte sind so erheblich, dass Jesus nach Qumranischen Recht mit einem Todesurteil hätte rechnen müssen, wenn er vor seinen Jerusalemer Verfolgern nach Qumran geflohen wäre, denn Jesus hat mit Willen das Gesetz gebrochen.

Trotz dieses mörderischen Gegensatzes finden sich aber in den Evangelien, besonders bei Johannes, eine grosse Zahl von Jesuworten, die erstaunlich qumranisch lauten. Wichtig ist dabei: man kommt nach gewissen Forschern zum Resultat, das verblüffend ist. Untersucht man nämlich die einzelnen Evangelien auf qumranische Elemente, und berücksichtigt man die Entstehungszeit der Evangelien, kommt man zu diesem Ergebnis: Die Frequenz der qumranischen Elemente steigt im Laufe der Jahrzehnte. Markus enthält am wenigsten qumranisches Gedankengut, bei Matthäus schnell der Prozentsatz hoch, bei Lukas herrscht ein gewisser Stillstand, und Johannes enthält mehr qumranische Elemente als die drei älteren Evangelien zusammen. Endergebnis ist also, dass die Qumranisierung der Jesus-Ueberlieferung mit dem zeitlichen Abstand der Evangeliumsverfasser von Jesus wächst; das ist ein beinahe mathematischer Tatbestand.

Un jetzt wird folgender Schluss gezogen: die anti-qumranischen Elemente der Evangelien gehen auf Jesus zurück, die philo-qumranischen

schen stammen aus der Ur-Gemeinde. Es wird bestimmt behauptet: bei Jesus ist die Anzahl der qumranischen Elemente gleich Null, eine Aussage, die für den Theologen einen besondern Wert besitzt. Und weiter wird erklärt, dass alles Qumranische erst später hinzugefügt worden sei. Das ist besonders ärgerlich für den, der das Johannes-Evangelium für das echte Haupt-Evangelium hält. Soweit die Theologie.

Aber die Frage, die der Physiker hier stellen muss, lautet etwas anders: Kann man denn eine solche Ausdeutung wagen? Die Behauptung, dass die Lehre Jesu rein anti-qumranisch gewesen sei, kann durch eine so unsichere Beweisführung nicht fundiert werden, auch wenn sie als blosser "Arbeitshypothese" bezeichnet wird. Sie wäre eine solche nur dann, wenn einigermaßen Aussicht bestünde, sie jemals in der weiteren Arbeit zu begründen. Doch ist diese ganze Untersuchung über die qumranischen Elemente auch dann bedeutsam, wenn auf diesen ungesicherten Schluss verzichtet wird.

*

Mit diesem Beispiel sind wir schon in die Theologie hineingeraten, und es muss hier gefragt werden, ob das Postulat der absoluten Objektivität auch für den Theologen seine Gültigkeit haben kann. Es wäre durchaus denkbar, dass ein Theologe sich weigern würde, die Haltung Russels zur Grundlage seiner Arbeit zu machen. Er könnte darauf hinweisen, dass ihm jedes Unbeteiligtsein am Gegenstand der Forschung durchaus verwehrt ist. Es geht ja bei der Offenbarung um eine Anregung an den Menschen, die Gehorsam und Liebe fordert, und auch der forschende Theologe wird sich nicht von jener Gesinnung dispensieren können, die von allen Gliedern erwartet wird.

Hier muss aber daran erinnert werden, dass auch jede dogmatische Theologie nicht im Ernst wird beanspruchen können, die Ansprüche Gottes an den Menschen un mittelbar wiederzugeben. Wir haben den Schatz, aber in irdenen Gefässen, und da eine ungerechtfertigte Addition zur Offenbarung ebenso leicht denkbar ist, wie die immer so gefürchtete Subtraktion, so ist es auch für die Theologie durchaus angemessen, wenn sie sich um eine ihr angemessene Art von Objektivität bemüht. Bevor also der Theologe aus den Quellenschriften des Christentums Imperative heraus hört und weitersagt, muss er mindestens die Frage nach seinen Quellen stellen und ernst nehmen. Die Berechtigung und Notwendigkeit des Quellenstudiums ist heute in der wissenschaftlichen Theologie allgemein anerkannt. Wir glauben aber zu sehen, dass nicht nur in der Rede der Kirche, sondern auch im akademisch-theologischen Bereich häufig selbst gesicherte Ergebnisse der Historischen und philosophischen Forschung übersehen werden.

*

Aber mit der Prüfung der Quellen ist es nicht getan. Die Deutung der Quelle ist eine Arbeit, wie sie ähnlich in allen Geisteswissenschaften üblich ist. Nun ist aber in diesem Bereich beim besten Willen die Forschung nicht mit jenem Grad von Sicherheit möglich, wie er in den Naturwissenschaften üblich ist. Es bleibt immer noch Raum für das Meinen des Forschers frei, das ist nicht zu ändern. Man sollte aber aus dieser Not nicht eine Tugend machen. Am Anfang aller theologischen Arbeit müsste die nach Möglichkeit unbeschwerte Forschung stehen und nicht die theologische Konzeption. Dieser Grundsatz wird zum Beispiel von Bultmann anerkannt, der vom Forscher fordert, dass er die Ergebnisse seiner Arbeit nicht voraussetze, sondern seine etwaigen persönlichen Wünsche hinsichtlich der Ergebnisse zum Schweigen bringe. Der Anklang an Russel ist nicht zu überhören. Noch härter findet man die Forderung bei Thielicke formuliert: man müsse in Rechnung stellen, dass ein solcher Kampf Opfer fordert, und dass man dabei das Risiko der Häresie und möglicherweise des eigenen theologischen Verblutens in Kauf nimmt. "Ohne dieses Wagnis gibt es wohl nichts Grosses in der Welt und im Reiche Gottes, weil der Glaube immer ein Wagnis ist. Er fordert Vertrauen auf den Herrn, der den Sturz in die Wahrhaftigkeit nicht scheitern lassen kann." Man könnte diese Sätze als die theologische Fassung des Objektivitäts-Postulates ansehen.

Beim Lesen theologischer Literatur fällt aber dem unbefangenen Beobachter immer wieder auf, dass nicht nach den schönen Forderungen von Thielicke verfahren wird. Natürlich arbeitet die Theologie mit geisteswissenschaftlichen Methoden, und die Freiheit des Meinens ist grösser als bei den Naturwissenschaften. Es gibt aber Fälle, wo die Subjektivität des Forschers offen zugegeben wird. Man hat hier den Eindruck, dass das subjektive Meinen, die Frömmigkeit des Forschers bei der Formulierung der Thesen entscheidend mitgewirkt hat. Aber solche Eindrücke sind meistens schwer zu begründen. Es gibt aber Fälle, in denen die Katze aus dem Sack gelassen wird, wo also der Theologe ganz offen davon spricht, dass sein Wünschen und Meinen oder das seiner Zeitgenossen seine Dispositionen bestimmt oder doch beeinflusst habe. Äusserungen dieser Art sind selten, aber sie kommen vor.

Häufiger sind die Stellen, in denen, ohne ein offenes Geständnis der Subjektivität, einem zu interpretierenden Text offenbar Gewalt angetan wird, um eine einmal vorgefasste Meinung zu retten. Ein Beispiel enthält die Schrift von Günther Dehn, "Der Gottessohn", worin er zur Wunderfrage Folgendes sagt: "Wenn wir in der Gegenwart anfangen, anders zu denken und das Wunder als solches wieder dankbar und freudig hinzunehmen beginnen, so hat das seinen eigentlichen Grund bloss in unserer innersten Geisteshaltung, die von der des Menschen des 18. oder des 19. Jahrhunderts bedeutend abweicht. Wir sehen nicht mehr so optimistisch in die Welt hinaus, sie will uns nicht mehr als ein ruhiger, geordneter Kosmos erscheinen, sondern viel mehr als ein Chaos, mindestens als eine stark gestörte, keineswegs harmonische, sondern von ungunstigen Mächten beherrschte Welt. Das Wunder kündigt uns göttliche Befreiung an,

Wandlung der Dinge, Auferstehung." Hier wird also der Wunderglaube nur mit dem Argument gerechtfertigt, dass die Zeit des Verfassers die Welt nicht mehr so optimistisch beurteile und deshalb Sinn für Wunder habe. Demgegenüber muss daran festgehalten werden, dass es für die Frage nach der Geschichtlichkeit der Wunderberichte absolut gleichgültig ist, was der Mensch um 1930, als das Buch geschrieben wurde, zu glauben geneigt war oder nicht.

(Schluss folgt)

Von Frau zu Frau

WIR MUESSEN ETWAS TUN

EB. Das "Italiener-Abkommen" wirbelt Staub auf. Das ist gut so - nicht wegen des Abkommens an sich, sondern weil es uns aus unserem bequemen Schläfchen wachgerüttelt hat. Wir sind den Weg des geringsten Widerstandes gegangen, als ob es für all unsere Probleme keine andere Lösung als Fremd- oder Gastarbeiter oder wie immer sie heissen gäbe. Und da sitzen wir nun also mit 700'000 oder 800'000 oder X-tausend Fremden in unserem warmen Kuckucksnest und müssen plötzlich anpassen, dass unsere eigenen "Jungen" nicht hinauszuziehen oder ungehörlich in die Ecke gedrängt werden. Die Schulen beginnen darunter zu leiden, die Spitäler haben zu wenig Platz, wir haben keine Wohnungen, höchstens der Raum in den protestantischen Kirchen bleibt genügend.

Wir müssen etwas tun, nicht der Staat, nicht der Herr Sowieso, nicht der Verband Xy - oder doch nicht sie allein, nein wir ganz persönlich. Es ist wieder einmal Zeit, dass wir uns aus unserem bequemen Leben ein bisschen herausreissen und mithelfen, ein grosses Problem zu lösen. Es kann sich um keine heroischen Taten handeln, mit denen man brillieren könnte, sondern um recht banale kleine Ueberlegungen, kleine Verzichte, kleine Handreichungen. Man denke nicht, dass das eigene Scherflein guten Willens keinen Sinn habe. Es läppert sich zusammen, und eh man sich's versieht, ist man schon ein schönes Stück Wegs gegangen, miteinander.

Vielleicht ist das erste, was wir tun müssen, sich selbst und seine Angehörigen zu einer Gesinnung zu erziehen, die dem Problem Rechnung trägt. Es soll wieder selbstverständlich sein, dass man vor kleinen Hilfsarbeiten nicht zurückschreckt, sondern sie wenn irgend möglich selbst verrichtet. Ein bisschen zusätzliche körperliche Arbeit schadet den wenigsten. Anstatt achtlos vorüberzugehen, gewöhnen wir uns alle wieder an, eine hilfreiche Hand zu reichen und dienstbar zu sein, ohne lang zu fragen, ob es uns etwas einträgt. Das haben Sie ja schon immer getan? Und Ihre Söhne und Töchter auch? Zuhause und im Beruf? Es ist möglich. Aber wenn Sie es sich richtig überlegen, werden Sie wahrscheinlich auch finden, dass Sie begonnen haben, sich mitreissen zu lassen.

Schon dies hilft Arbeitszeit und Arbeitskräfte sparen. Dazu kommt ein weiteres: Ueberlegte Beschränkung und überlegter Verzicht. Wir brauchen ja nicht gleich in Sack und Asche zu gehen, aber wirklich: auf manches kann man verzichten, und manches erübrigt sich von selbst, wenn man es hinaus schiebt. Ein bisschen Genügsamkeit und sogar ein bisschen Härte schadet uns nichts.

Und dann käme das andere, der Einsatz im Erwerbsleben. Viele unter den Jungen wissen kaum mehr, was "Einsatz" wirklich ist. Sie beginnen schlags acht oder zwei Uhr ihre Arbeit und beenden sie ebenso pünktlich. Nicht jeder "hetzt" in den 8 oder 9 Arbeitsstunden, bewahre. Es ist auch nicht nötig. Aber mancher könnte aus seiner Zeit Besseres machen, und es würde ihm auch nicht schaden, wenn er hie und da ohne Murren ein bisschen länger bliebe. Tägliche Ueberzeit ist nicht von gutem, gewiss nicht, aber eine Geste da und dort wäre dem Problem Rechnung getragen.

Und erst als Letztes nenne ich die Rückkehr mancher Frauen ins Erwerbsleben. Sie kennen meine Einstellung: Zuerst kommt das Heim, die Familie, in erster Linie sollen hier alle Möglichkeiten zur Mithilfe an grösseren Gemeinschaften erschöpft werden. Wo aber Zeit und Kraft und Kenntnisse brach liegen - da freilich sollten sich Mann und Frau überlegen, ob eine Rückkehr möglich und richtig ist. Wir müssen etwas tun.

Bildschirm und Lautsprecher

Niederlande

-Der Versuch der Studiengruppe der europäischen Radio-Union (UER), in viertägigen Verhandlungen zu einer Einigung über das in Europa zukünftig anzuwendende Fernsehen in Farben zu kommen, hat auch diesmal in Hilversum zu keiner Einigung geführt. Die Verhandlungen werden im Januar mit einem erweiterten Experten-Stab wieder aufgenommen.

-Die illegalen Sender ausserhalb der holländischen Drei-Meilen-Zone sind polizeilich beschlagnahmt worden.

-Die Regierung hat in der Angelegenheit der Reklamesendungen über das Fernsehen eine Kehrtwendung vollzogen. Sie tritt jetzt dafür ein. Ein Beschluss soll am 1. März 1965 gefasst werden.